

(Nachdruck verboten.)

81

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Hall schwieg, sehr erregt. Madame d'Ora fühlte, wie er litt.

„Ich kann es Dir anhören, daß Du Dich nicht wohl fühlst,“ sagte sie leise. „Ich kenne das aus alten Zeiten, Edmund. Es tut mir so leid. Damals begriff ich auch nie so recht, was Du Dir eigentlich so zu Herzen nimmst. Mein Fehler war wohl, daß ich Dich nicht genügend verstand. Aber ich fühlte mit Dir, Edmund. Das tue ich jetzt auch, ich kann nicht anders.“

„O, Leontine!“ rief Hall aus und lachte kopfschüttelnd. „Weshalb mißhandele ich Dich jetzt? Du bist ja doch unverwundlich.“

„Setz Dich, Edmund,“ bat sie, und er setzte sich müde neben sie. Die Glocke unten auf der Deck bewegte sich klanglos im Winde. Die Zwischendeckpassagiere vorne hatten sich aufgestellt, um den Mond zu betrachten, einige von ihnen sangen.

„Höre sie singen!“ sagte Hall schmerzlich versonnen. „Wie kommt es nur, daß primitive Menschen, wenn sie lustig sein wollen, Klagelieder singen müssen? Hör nur, wie sie in Not sind!“

„Ja, Edmund.“

Madame d'Ora sah da und wurde schöner und schöner in ihrem Gesicht, während sie Hall, der den Kopf tief vornüber sinken ließ, unverwandt ansah; ihre Augen glühten wie zwei Lichtern. Die Zwischendeckpassagiere fuhren fort, ihre mißtönende Melodie zu singen, die noch eine lange Zeit weiterklang. Dann sagte Madame d'Ora sanft:

„Was für eine kleine Tasche ist das, die Du da hast, Edmund? Du trägst sie fast immer in der Hand, wie ich bemerkt habe. Hast Du etwas sehr Wichtiges darin? Mir deutet, Du suchst zusammen, Edmund. . . Du bist doch nicht etwa mit irgend einer Kasse durchgebrannt?“

Hall lachte unnatürlich und tastete nach ihrer Hand, die sie auf seine Schulter gelegt hatte.

„Nein, Du Liebe! Wie ähnlich es Dir sieht, auf den Einfall zu kommen!“

„Entweder bist Du krank, oder auch Dich friert, Edmund,“ sagte Madame d'Ora bestimmt, — „komm her mit Deinen kalten Händen. So! Wir können hier ganz gut beide unter meinem Abendmantel sitzen. So, Du. Nun ruhig, ganz ruhig!“

„Du hast Dich seither nicht verändert, Leontine,“ flüsterte Hall nach einer Weile, dann fühlte er, wie Ruhe über ihn kam. „Leontine, Du bist noch immer so warm. Du bist warm gewesen, und Dein Herz hat ununterbrochen, Tag und Nacht, gepocht, seit wir zuletzt zusammen waren — wenn es auch nicht für mich schlug.“

„Bist Du dessen, was Du sagst, wohl so ganz sicher,“ entgegnete sie mit einem so warmen Klang weiblicher Hochherzigkeit, daß es ihm in die Seele drang. „Aber nun gehört mein Herz Dir ja wieder.“

„Leontine!“

„Sieh ganz still, Edmund, ganz still. Was willst Du mit der Tasche da, sie steht ja ganz gut. Erzähle mir doch, was für wichtige Sachen Du darin hast.“

„Ein Paar Santeln, ein altes Hufeisen, ein Uhrgewicht,“ antwortete Hall näselnd wie im Halbschlaf.

„Wie magst Du Dich nur mit dem alten Eisenkram herumschleppen?“ fragte Madame d'Ora verwundert und ein wenig unheimlich berührt. „Mein Gott, wie schwer die Tasche ist! Und was für einen gräßlichen ledernen Gürtel mit einem Safen daran hast Du um!“

Im selben Augenblick begriff sie den Zusammenhang, verstand, daß Hall hatte sterben wollen. Sie blieb sitzen, ohne sich vom Fleck zu rühren, lehnte nur den Kopf zurück und sah zu den Sternen auf. „Ach, Edmund!“ hauchte sie kaum hörbar in die Luft hinauf und dann fing sie an zu weinen. So sah sie lange da. Endlich atmete sie tief auf und so vorsichtig, daß Hall es nicht merkte.

„Wie glücklich ich bin, daß wir uns getroffen haben, Edmund,“ flüsterte sie bebend.

„Ja, das war ein sonderbarer Zufall!“ antwortete Hall geistesabwesend.

„Ich wußte sehr wohl, daß Du auf dem Schiffe seiest,“ sagte Madame d'Ora und erstarrte lachend einen tiefen Seufzer.

„Das wußtest Du?“

„Ja, und da fuhr ich mit, Edmund. Ich sah in einer Zeitung, daß Du in Europa auf Besuch warst, und ich fand heraus, daß Du mit dem „Bacharach“ gehen wolltest. Ich habe mich so nach Dir gesehnt, Edmund. . . Edmund!“

Hall fuhr in Zudungen aus dem Schlaf auf.

„Du hast doch nicht geschlafen?“ flüsterte sie liebevoll. „Wie ich Dich jetzt wiedererkenne, Edmund, Du kannst nur schlafen, wenn ich bei Dir bin. Hast Du nicht gut geschlafen, seit wir uns trennten? Hast Du gerechnet und studiert und nimmer geruht?“

Er antwortete mit einem schwachen Laut in der Kehle, und sie fielen sich um den Hals und saßen lange schweigend da.

„Hörst Du, da spielt jemand die Mundharmonika?“

flüsterte Madame d'Ora. „Das ist die Melodie, die wir so oft in Paris gehört haben. Weißt Du noch die Abende, wenn die Tauben Sacré-Coeur umschwärmten? Wie alt sind wir jetzt, Edmund? Geht es Dir gut in Amerika? Ich habe von Dir gelesen, Du bist groß und erfindest neue Dinge. . .“

„Leontine, Du weinst!“

„Ja, ich weine. Es war gut, daß ich mitreiste.“

„Ja,“ murmelte Hall.

„Wie stark Du geworden bist,“ flüsterte er nach einer Weile. „Trinkst Du wohl zu viel, Leontine?“

Sie antwortete nicht, sondern weinte und trocknete ihre Augen. Dann rückte sie vorsichtig fort und bat:

„Edmund, laß mich einen Augenblick aufstehen. Bleibe Du nur ruhig sitzen, Edmund!“

Sie bückte sich schnell, ergriff die Tasche und ging damit an die Schiffsreling. Im selben Augenblicke ward ein lauter Sprung auf den Deckplanen hörbar, und aus irgend einem Versteck, in dem er sich verborgen gehalten hatte, tauchte ein Mann auf. Es war Thomas Mason, er stürzte auf Madame d'Ora zu.

„Ah!“ rief Hall und sprang von der Bank auf. Die drei standen einander ganz schweigend gegenüber und sahen sich an. Mason streckte eine Hand aus und zeigte auf die Tasche. Aber Madame d'Ora übergab sie ruhig an Hall. Durch das Skylight (Decklicht) klang die Musik von unten aus dem Salon deutlich heraus.

„St!“ sagte Madame d'Ora mit großer Selbstbeherrschung. „Da sind sie alle!“

3.

Die Passagiere waren vom Tisch aufgestanden und fingen an, auf Deck hinaufzuströmen. Da das Wetter so schön war, blieben nur wenige auf dem unteren Promenaden- deck, die meisten wollten hinauf und den Mond sehen, und bald war das ganze obere Deck und die Aussichtsbüchse mit einer plaudernden, lustwandelnden Menge angefüllt.

Hall saß auf der Bank, und an seiner Seite stand Madame d'Ora. Sie sprachen nicht. Mason hatte sich entfernt. Die Passagiere kamen oft an der Bank vorbei, um sich über Madame d'Ora zu wundern, die dort groß und mächtig und mit einer eigentümlichen Miene neben einem Manne stand, den niemand beachtet hatte. Einige wenige wußten, daß es Edmund Hall war, und diese wunderten sich am meisten. Alle Damen wollten wissen, wer der bleiche Mann sei, und als man ihnen erzählte, daß es der große Anthropologe war, wurden sie sehr ernsthaft und streiften wieder an der Bank vorbei, um ihn zu sehen. Er war ein Mann mit langen, reinen Zügen und einem glatten Bart, der den Mund nicht verbergte, seine Augen waren blau und erschienen matt. So wie er jetzt da saß, schien er überhaupt nicht zu leben. Aber wie schön Madame d'Ora war. Die Damen kannten sie kaum wieder. Hielt sie Wache bei diesem Kranken? Was war geschehen? Woher war sie plötzlich so schön geworden? Madame d'Ora verwandte kein Auge von Edmund Hall. Das Mondlicht fiel auf die dunklen Augäpfel und die großen, schwarzen Lider, die ihr einen so tiefen Ausdruck verliehen und so reich an Gnade. Die Nasenflügel, die

sein und gewalttätig ausfallen, ruhten nun völlig, und auch der leidende Mund war still. Aber wie voll unbändiger Kraft stand sie da in ihrer starken, hochauferichteten Gestalt, welche eine Pracht und Unbezwinglichkeit waren in ihrer Haltung vereint.

Endlich bewegte sie sich, sah auf und veränderte den Ausdruck. Da war einer, der sich schon zweimal verbeugt hatte und mit ihr reden wollte, sie wandte sich um, und der Ernst schwand aus ihren Zügen:

„Guten Abend, Herr Evanston.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Januar.

Nach länger Pause kam Herrn Briekle jüngst wieder mal der Gedanke, heraus nach seiner Laube zu gehen, um festzustellen, wie es da draußen bei strenger Kälte und fußhohem Schnee wohl aussieht. Er war der erste, der nach den jüngsten Frösten die Kolonie betrat und der an der Oberfläche gefrorene, hier draußen noch blendend weiße Schnee inisterie unter seinen Füßen. Es bedurfte einer gewissen Kraftaufwendung, um die hartgefrorene Tür zu seinem Gartenparadies zu öffnen; dann ging er auf den Brunnen zu und versuchte vergeblich den Schweigel in Bewegung zu setzen. „Eingefroren,“ brummte er vor sich hin, um sich darauf direkt der Laube zuzuwenden; sie lag ihm am meisten am Herzen. Im Schweiß seines Angesichts hatte er sie im vorigen Frühjahr mit seinem Freunde Meier aus Rixdorf zusammengezimmert, und wenn auch der wertvollste Inhalt vor Eintritt des Winters heimgeschafft worden war, so befand sich doch noch manches darin, was er nicht gern in Diebstählen gesehen hätte. In den letzten Nächten hatten ihn wiederholt wüste Träume aus dem Schlafe geschreckt, es träumte ihm, ein Straßenräuber hätte sich in der Laube häuslich eingerichtet, das Kochgeschirr in Gebrauch genommen und die vorhandene Bank nebst der übrigen primitiven Holzeinrichtung als Feuerungsmaterial betarbeitet. Die Sorge war unnötig, die Laube erwies sich in tadelloser Verfassung, nichts dürfte auch ungeeigneter als Winterwohnung sein, als solch ein im Freien stehendes, allen Stürmen und der bitteren Kälte völlig preisgegebenes primitives Bauwerk.

In meinem Garten ist die Laube längst durch ein kleines massives Bauwerk mit isolierten Wänden, gutem Fußboden und solidem Dache ersetzt. Ich habe Briekle schon früher einmal erzählt, daß ich darin bisher nur eine Winternacht verlebt habe, und kaum Luft verspüre, das Experiment auch nur ein zweites Mal zu wiederholen. Die Nacht war scheinbar endlos, und obwohl ich in dem kleinen Ofen gründlich eingeheizt hatte, fror mich bald in meinem Feldbette so furchtbar, daß ich mich wieder vollständig anziehen, späterhin noch doppelt in eine riesige Pferdebede einwickeln mußte, und doch, als es endlich Tag wurde, so furchtbar gelitten hatte, daß ich erst nach geraumer Zeit wieder von meinen steifgefrorenen Gliedern vorchriftsmäßigen Gebrauch machen konnte. Seit dieser Zeit habe ich mit allen den Obdachlosen ein tiefes Mitleid empfunden, die gezwungen sind, bei Winterfroste in der Laubenkolonie zu übernachten; den Aufenthalt in der Wärmehalle würde ich solchem Nachquartier entschieden vorziehen.

In Briekles Laube hatten sich aber andere ungebetene Gäste einquartiert, gespensterhafte, langschwänzige Gestalten mit tiefgrauem Pelz, sogenannte Wanderratten. Er fand hier Spuren, die darauf schließen ließen, daß diese Gäste vor Eintritt des Frostes das auf dem Boden stehende, mit Wasser gefüllte Kochgeschirr seiner besseren Hälfte als Wadetoilette benutzt hatten, und entdeckte schließlich auch ihre Vorratskammer, in welcher alles Genießbare aus seiner und der Nachbarn Parzellen zusammengetragen war. Der ganze Boden schien vollständig unterminiert, die ausgeworfene Erde war an einer Ede fast meterhoch aufgetürmt. Die Rattenplage ist in diesem Jahre ganz furchtbar! Während die lästigen Gesellen im Herbst über weite Flächen verbreitet leben und dadurch weniger in die Erscheinung treten, haben sie sich mit Eintritt des Frostes in die ihnen am geeignetsten erscheinenden Lauben zurückgezogen, wo es sich für eine Ratte im Winter immerhin ganz angenehm wohnen läßt. Seitdem Frau Briekle Kenntnis vom Vorhandensein der Ratten hat, ist sie durch nichts mehr zum Betreten der Laube zu bewegen, neben den Mäusen fürchtet sie nichts mehr als Ratten, und sie würde, wie sie behauptet, lieber in einen Löwenzwinger gehen als in die Laube.

Zum Glück hat die Wissenschaft in neuerer Zeit ein Mittel gefunden, durch welches wir der Ratten Herr werden können. Dieses Mittel ist ein Gegenstück zum Professor Boefflerischen Käufbazillus. Es ist gelungen, Bazillen des Rattenphosphus rein zu züchten. Diese Bazillen werden durch das Bakteriologische Institut der landwirtschaftlichen Hochschule zu Bonn in sogenannten Reagenzglaschen auf Gelatine in den Handel gebracht. Diese Reinkulturen löst man in reinem Salzwasser genau nach beigegebener Vorschrift und gibt dann in die Lösung so viel trodne Weißbrotskrüme, daß die Flüssigkeit vollständig aufgesogen wird. Das alles ist im Dunkeln zu machen, dann werden stünds die infizierten Weißbrotskrüme da

ausgelegt, wo die Ratten zu verkehren pflegen. Am nächsten Morgen werden diese Broden weggefressen sein, und wenige Tage später kommt ein großes Sterben unter die Ratten. Den Menschen selbst oder anderen Haustieren schaden die Bazillen nichts, nur der Haus- und Wanderratte, der Wasserratte und deren Varietät, die als Wühlmaus in den Gärten so großen Schaden tut, bringen sie sicheren Tod. Dieses neue Mittel ist allen Giften, speziell dem mit Strichnium vergifteten Weizen und dem mit Phosphor vergifteten Zucker bei weitem vorzuziehen. An Phosphor gegen Ratten nur in größter Not, und den mit Strichnium vergifteten Weizen schälen sie instinktmäßig, wodurch sie das Gift fast vollständig entfernen. Um der Ratten Herr zu werden, genügt es aber nicht, wenn Herr Briekle allein in der borgebildeten Weise arbeitet, die mit Typhusbazillen infizierten Broden müssen in der ganzen Kolonie ausgestreut werden und der Sicherheit halber ist dann das Verfahren nach einigen Wochen nochmals zu wiederholen.

Als Herr Briekle die Laube gründlich beaugenscheinigt hatte, wandte er sich dem Garten zu. Alles war in die weiße Dede gehüllt, welche die Dichter das Bahrluch der Natur zu nennen pflegen; dem Laubenkolonisten ist sie aber mehr, er steht in ihr eine Schutzdecke für zarte Pflanzen, wie sie Menschenhände diesen nicht zu bieten vermögen. In einer Ede der Parzelle war durch die Mitwirkung des Schnees eine kleine Gebirgspartie zustande gekommen, mit mehreren zackigen Gipfeln, in welcher Briekle kaum noch seinen mit so vieler Mühe aufgebauten Komposthaufen wiedererkannte. In dem Bestreben, sich in der frischen Winterluft wieder einmal körperliche Bewegung zu machen, und zugleich auch in dem Bewußtsein, damit etwas Nützliches zu vollbringen, nahm er Schaufel und Hohlhacke zur Hand. Die Hade hatte er sich von einem Freunde, einem Pflasterer, der nun feiern muß, gepumpt. Mit ihr begann er nun nach allen Regeln der Kunst den Kompost zu bearbeiten, die oberen hartgefrorenen Schollen herunterzuhauen und das Ganze umzusehen, so daß das, was früher zu oberst war, zu unterst kam. Diese Arbeit zweimal im Winter ausgeführt ist von größter Wichtigkeit; Luft und Frost können dann wieder einwirken, und die vollständige Zersetzung, wodurch uns aus diesen Gartenabfällen ein wichtiges Düngemittel entsteht, geht rasch von statten. Nachdem diese Arbeit getan war, mußte Briekle wieder an seine Frau denken, die ihn bei der Heimkunft stets zu fragen pflegte, ob und was er aus der Parzelle mitgebracht habe. Er ging an die Kohlbeete, die mit kräftigen Stauden bestanden sind, die alle weiße Köpfe trugen und begann hier den ersten Grüntohl und die ersten rosenförmigen Knospen des Rosenkohls zu pflücken, mußte er doch genau, daß diese Gemüsearten erst nach Einwirkung kräftigen Frostes den höheren Geschmack erlangt haben, der ihnen eigen sein soll. Schwer bepackt, mit kalten Füßen, aber mit heiterem Sinne, trat er dann den Heimweg an.

Ich hatte Briekle früher einmal gesagt, daß man auch im Winter, wenn Schnee liegt, säen könne, und zwar dann, wenn das mit Schnee bedeckte Land im Herbst zuvor sauber gegraben und abgeharkt worden sei. Diese Arbeit hatte er sich aber vorläufig noch aufgeschpart, sie eilt ja nicht, wie er meinte, da sicher der letzte Schnee noch nicht gefallen sei. In früheren Zeiten war es mehr als gegenwärtig üblich, seine Samen harter Gewächse auf den Schnee zu streuen, namentlich solche von Primeln, Aurikeln und Sommerblumen. Es hat dies so manches für sich, 1. heben sich diese Samen deutlich vom Schnee ab, und man sieht deshalb auf dem weißen Untergrunde, ob man auch richtig gleichmäßig und nicht zu dicht streut, dann aber dringen später diese Samen mit dem schmelzenden Schnee in den Boden ein, um dann bald unter dem Einfluß der Winterfeuchtigkeit zu keimen; sehr frühzeitiges und reichliches Wähen lohnt diese Winterarbeit.

Seitdem Frau Briekle die Laube meidet, und das ist schon lange her, wendet sie sich mit Feuererifer der Pflege ihrer Zimmerblumen zu. Aber auch bei dieser Arbeit stellt sie die praktische Seite in den Vordergrund. Am Küchenfenster sieht ein im frühesten Grün prangender Schnittlauchtopf, von dem sie fast alle Tage etwas herunterschneidet, und neben diesem ein Topf mit Peierliienwurzeln, der schon dreimal seinen Inhalt gewechselt hat. Die Wurzeln sind im Keller eingeschlagen, sie kommen nach und nach aus Licht und in den Topf, aber nicht in den Suppentopf, und unter dem Einfluß der Küchenwärme, die mit feuchten Dünsten geschwängert ist, treiben die Wurzeln bald aus und das Grün wird dann so lange geschnitten, bis die Triebkraft der Wurzeln erschöpft ist, worauf der alte Topf geleert und neu bepflanzt wird. In dieser Arbeit hat es Frau Briekle bereits zu großer Fertigkeit gebracht. Am Küchenfenster steht aber noch ein dritter Topf mit einem Myrthenstod. Diesen hat sich die älteste Tochter aus einem Zweigchen gezogen, das mit hundert anderen den Brautkranz ihrer älteren Freundin bildete. Auch dieses Stöckchen ist frisch und lebensfreudig und soll, den Absichten der Pflegerin entsprechend, nach und nach zu einem kräftigen Räumchen heranwachsen, aus dessen Zweigen sie dann den eigenen Brautkranz zu winden gedenkt, wenn, ja wenn ihr Freier, der sehr ungeduldig ist, nicht schon vorher zugreift.

Frau Briekle hat die Erfahrung gemacht, daß am Küchenfenster eigentlich alles am besten gedeiht. Sie glaubte zuerst diese Tatsache auf den angenehmen Speisengeruch zurückführen zu müssen, der immer dann herrscht, wenn nicht gerade die Milch überläuft oder der Reisbrei angebrannt ist. Ich habe ihr aber plausibel gemacht, daß die Sache ihre Gründe in der höheren Luftfeuchtigkeit hat,

die in dem Umstande begründet ist, daß auf dem Feuerloche stets, wenn nicht der Suppen-, so doch ein Kaffee- oder Wasserkopf steht, was eine permanente reichliche Wasserverdunstung zur Folge hat. Im Gegensatz zur Küche ist die Luft in der Wohnstube meist ungewöhnlich trocken, weil hier der Ofen die normale Feuchtigkeit entzieht. Die trodrene Luft entzieht wieder ihrerseits den immergrünen Zimmerpflanzen das Wasser, und zwar so stark, daß die in der kalten Jahreszeit nur sehr wenig arbeitenden Wurzeln den Blättern den Verlust nicht hinreichend ersetzen können, und die Folge davon ist das Eintrocknen der Blattspitzen, das Auftreten von Ungeziefer und schließlich das Absterben vordem gesunder Gewächse. Die beste Abhilfe dagegen schafft täglich mehrmals vorgenommene feuchtes Aufwischen der Stube, man braucht sich dabei nicht vor übermäßiger Feuchtigkeit zu fürchten, denn der normale Feuchtigkeitsgehalt der Zimmerluft soll zwischen 50 und 80 Proz. schwanken, beträgt aber im Winter in dem geheizten Zimmern in der Regel nur 30 bis höchstens 40 Proz.

Im Gegensatz zum Zimmer herrscht zwischen den Doppelfenstern der geheizten Wohnräume eine angenehme, normale Luftfeuchtigkeit und deshalb ist der Raum zwischen diesen Fenstern, der sich leider nur zu oft als zu enge erweist, für die Pflege harter Winterblumen sehr geeignet. Frau Brichle hatte sich im Oktober heimlich 6 Hyazinthengläser für 60 Pf. und zu jedem dieser Gläser eine Zwiebel gekauft. Diese Gläser standen seit Dezember, jede Zwiebel mit einem Papierhütchen bedeckt, zwischen den Doppelfenstern. Als sie am ersten Weihnachtsfeiertage die inneren Fensterflügel öffnete, um nach ihren Lieblingen zu sehen, die schon reichlich Wurzeln getrieben hatten, war sie einem Öhnmachtsanfälle nahe. Der starke Frost war in der Nacht zwischen die Fenster gedrungen, das Wasser in den Gläsern froz und die Gläser platzten. In ihrer Angst ließ sich Frau Brichle sofort telephonisch mit mir verbinden, und ich habe ihr den Rat gegeben, die gefrorenen und zerbrochenen Gläser aus dem Fenster zu nehmen und in einer kühleren Stube in eine Wanne zu legen, wo alles ganz allmählich auftauen muß. Ist dies geschehen, so werden neue Gläser geholt und die Zwiebeln in diese untergebracht. Bei starkem Frost ist es immer ratsam, entweder die Gläser abends aus dem Fenster zu nehmen, oder die inneren Fensterflügel am Abend nach den Zimmern hin zu öffnen, um der wärmeren Stubenluft Zutritt zu ermöglichen. — Hd.

Kleines feuilleton.

Todwasser. Der Nordpolfahrer Nansen erzählt, daß es ihm im hohen Norden mehrfach passierte, daß sein Schiff plötzlich die Beweglichkeit verlor; es war, als wenn der Ozean nicht aus Wasser bestände, sondern aus Leim, in dem das Schiff klebt. Als diese Mitteilung bekannt wurde, stellte sich heraus, daß die Tatzache nordischen, also skandinavischen und dänischen Schiffen schon lange bekannt war; auch ihre Schiffe waren gelegentlich plötzlich im Wasser festgehalten worden, blieben stundenlang liegen, um dann ebenso plötzlich die Beweglichkeit wieder zu erhalten. Die Erscheinung war sogar so häufig vorgekommen, daß man schon einen Namen dafür geschaffen hatte; man nannte sie mit der dänischen Bezeichnung „Doedvand“, was auf deutsch „Todwasser“ bedeutet. Es handelt sich dabei aber nicht etwa, wie man vielleicht hätte meinen können, um eine Eigentümlichkeit der nordischen Gewässer, sondern als man alte Schiffsjournale daraufhin durchmusterte, fand man, daß das Todwasser auch in nördlichen Gegenden vorkommt; namentlich an der Küste von Kanada war es beobachtet worden, aber auch in äquatorialen Strichen, so an der Mündung des Kongo, und hier sogar in ganz besonderer Stärke. Als man nun die Meeresstellen, an denen sich das Todwasser zu zeigen pflegte, genauer untersuchte, fand man denn auch, daß sie alle eine gewisse Eigentümlichkeit gemeinsam haben. Erstens zeigt es sich nur da, wo Ebbe und Flut nicht besonders kräftig auftreten; zweitens zeigen alle jene Stellen die auffällige Erscheinung, daß über dem schweren, salzigen Meerwasser eine Schicht von leichterem Süßwasser ausgebreitet sein muß. Man glaubte nun zunächst, daß das Todwasser dadurch hervorgerufen wird, daß das Schiff in beide Wasserschichten eintaucht, das heißt die oberste ganz durchsetzt und in die untere noch hineintragt; zwei so übereinander gelagerte Wasserschichten haben gewöhnlich entgegengesetzte Strömungsrichtungen, und man nahm an, daß das Zusammenwirken der beiden Strömungen auf das Schiff sich so äußert, daß dies überhaupt keine Bewegung vollziehen kann. Aber man machte Versuche mit kleinen Ninnen, in die man vorsichtig Süßwasser über Salzwasser brachte, und in die man dann kleine Schiffsmodelle setzte; dabei zeigte sich, daß die Beweglichkeit der Modelle auch dann gehemmt war, wenn diese nur in der oberen, süßen Wasserschicht steckten, in das Salzwasser also nicht hineintragten. Aber man konnte auch keine andere genaue Erklärung für die sonderbare Tatzache finden, man muß sich also vorläufig mit der Annahme begnügen, daß die Strömung der unteren Wasserschicht, trotzdem das Fahrzeug gar nicht in sie hineintragt, das letztere dennoch irgendwie beeinträchtigt, so daß eben seine Beweglichkeit aufhört. Bei diesen Versuchen wurde jedoch zugleich ein Hilfsmittel gegen das Todwasser aufgefunden. Wenn auf das Schiffsmodell nämlich eine recht große Kraft einwirkt, die ihm also unter gewöhnlichen Umständen eine außerordentliche Bewegung verliehen hätte, dann hörte die Wirkung

des Todwassers auf, das Schiff bewegt sich. Also Schiffer, die in das recht unangenehme Todwasser irgendwo hineingeraten, müssen alle Segel aufziehen oder vollen Dampf brauchen, dann überwinden sie sofort die schlimme Wirkung der verschiedenen Strömung der beiden übereinander liegenden Wasserschichten. —

Kunst.

Vom Schmücken der Wand. (D. B. N.) Eigentlich ist schon die Ueberschrift verkehrt. Aber ich wählte sie doch, weil die Note, um die es sich hier handelt, meist unter dieser Flagge segeln. Denn wir haben eben nicht die Wand, sondern den Raum zu schmücken. Und wiederum nicht so sehr zu schmücken als zu gestalten.

Zu gestalten? Was soll ich wohl an den Zimmern meiner Mietwohnung viel herumgestalten? Die Wände einreißen? Der Hauswirt würde mich schnell vor die Tür sehen. Ein paar neue Tapeten bewilligt er, und Türen und Fenster, Boden und Decke läßt er streichen, wenn sie gar zu schmutzig sind. Damit hat die Gestaltung ein Ende, ehe sie noch recht begonnen hat. Doch nicht ganz, wende ich ein. Ein Wohnraum ist ja nicht allein durch seinen Grundriß, durch das Maß und die Farbe seiner Grenzflächen bestimmt, sondern auch durch das, was er enthält. Unsere Möbel erst machen den Raum wohnlich. Mit ihnen und nicht mit dem Wandfischmud allein gestalten wir immerhin, so gut es die gegebenen vier Wände gestatten, unser Heim.

Wir wissen alle, wie schwer es ist, unsere allgewohnten und ererbten Stühle in neuen Räumen so aufzustellen, daß es „stimmt“. Das Sofa muß an die lange Wand, und der Schreibtisch verlangt sein Licht von links. Die Anrichte beansprucht die Wand bei der Tür, und der Speisetisch mit all seinen Stühlen muß doch auch Luft haben. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie ein jedes Möbel still aber entschieden seine persönlichen Rechte zu wahren weiß. Die Schwierigkeit ist nun, diese Raumanprüche auszugleichen, mehr: sie gleichsam durch einander zu befriedigen, so daß ein räumliches Gleichgewicht entsteht. Wehe dem Stuhl, der sich vor die Kommode, an den Kleiderstrant aufzupflanzen mag! Er wird von den bedrängten Kollegen gestoßen, geschoben und so schließlich in seine Ecke getrieben, wohin er gehört. Das ist ein grobes Beispiel. Untereinander sind die vornehmeren Stücke nicht so grob, aber nicht weniger auf ihre Rechte eifersüchtig.

Aber man hat nun leidlich Frieden gestiftet, so stimmt es doch immer noch nicht. Die eine Hälfte des Zimmers ist zu schwer, zu überfüllt, die andere zu leicht geworden. Dort muß noch was hin, sagt die Gattin gewichtig. Gut, also nun die Bilder her.

Aber was für Bilder? Der photographisch verbildete Geschnad der letzten Jahrzehnte liebt das Vespflastern der Wände überall dort, wo nur ein Stückchen Tapete zum Vorschein kam. Und zwar konnte man gar nicht genug Photographien der Anverwandten dem Auge auf einmal darbieten. Aber auch farbige Wandbilder, die Delbrude und bemalten Photographien, wurden oft ganz unfinnig zusammengeschüttelt, briefmarkengleich angeheftet, um die Wand möglichst „reich“ zu machen. Die Museumswand gab das schlechte Beispiel, diese Bildwand, die aus Mangel an Raum über und über befüllt ist. Aber im Hause hat doch kein Mensch die Pflicht, Museumskunststücke vorzuführen. Darum ist es gut, daß wir von dieser Unsitte wieder abgelassen sind. Die Bemühungen der Sezessionen: sämtliche Bilder möglichst günstig, d. h. in Augenhöhe zu hängen, haben Frucht getragen. Wir sind dahinter gekommen, daß ein einziges gutes Bild, oder auch einige wenige harmonisch vereinigt, weit schöner den Raum stimmen, als eine Unzahl von verschiedenartigen und verschiedenwertigen Stücken das tut. Denn die Wand an sich hat doch auch ein Recht, irgendwo da zu sein und mitzuwirken im Raume. Warum also nicht leere Stellen lassen? Diese Stellen sind nämlich gar nicht leer und zwecklos, sie sprechen mit, sie umgeben das Gemälde so gut wie das Möbel, sie geben ihnen eine Resonanz, einen räumlichen Ausklang, dessen die Bilder so gut wie die Möbel bedürfen und mehr noch als sie.

Ja, wo sollen wir denn aber bei dieser Sparsamkeit mit all unseren Bildern hin, wird man fragen. Es ist doch schade, wenn man sie in die Kumpelkammer stellt. Gut, wer sich von seinen Lieblingsstücken nicht trennen will, der wechsle mit ihnen ab, so gut es geht. Es geht das nämlich nicht mit allen. Die Tapete oder die Wandbespannung reden da nicht weniger mit als die benachbarten Möbel. Einmal plazi der Rahmen aus der Wand heraus, ein andermal das Bild. Das führt uns dann ganz von selbst zur Beschränkung auf das Passende.

Doch gibt es auch Hilfsmittel, um ein widerspenstiges Bild, wenn auch nicht in räumliche, so doch in eine Harmonie der Fläche zu zwingen: man bespannt etwa den Teil der Wand, auf den das Bild zu hängen kommt, mit einer rauhen Leinwand (Rupfen), die einen geeigneten farbigen Hintergrund gibt. Hat der Raum natürliche, d. h. durch die Architektur gegebene Nischen und Sonderwinkel, so wird gegen eine solche aparte Behandlung wenig zu sagen sein. In einem regelmäßig rechteckigen Raume dagegen eine Wand zugunsten eines Bildes besonders zu behandeln und von den anderen farblich abzulösen, hat immer etwas Bedenkliches und bleibt eben ein Notbehelf.

Darum tröste man sich dahin, daß es nicht nur gerahmte und Wandbilder, sondern auch Hausbilder schlechtweg gibt, die von Zeit zu Zeit aus ihrer Dunkelheit hervorzuholen eine ebenso liebe Beschäftigung sein sollte wie das Lesen guter Bücher. In den

Mappen der Hausbiberei werden die billigen Wiedergaben der Meisterwerke bildender Kunst einen besseren Platz finden als an der Wand, wo man doch wohl Originale der Griffs kunst und Malerei bevorzugen sollte; wenigstens alle die, die solche Originale kaufen können — es können's die meisten, und es tun die wenigsten.

Natürlich schließt dieser Rat die Photographien und Gravuren nach guten Meistern nicht von der Wand aus. Wer ein besonderes Freundschaftsverhältnis zu dem oder jenem großen Werke hat und dieses ständig vor Augen zu haben wünscht, der wird auch einen Platz dafür zu finden wissen. Nur sollte er sich vorher reiflich überlegen, ob auch dem Werke damit ein Dienst geschieht. Es gibt dekorative, bildmäßige, und es gibt weniger bildmäßige Werke, weniger zumal, wenn ihnen die Farbe fehlt. Die einfarbige Photographie, auch die beste noch, gibt den originalen Farbenklang der Gemälde, sie gibt auch den Strich des Griffs nur ungenau wieder. Wenn wir ein besseres Formen- und Farbengeächtnis hätten, als wir haben, würde uns dieses Mißverhältnis zwischen Original und Wiedergabe wohl häufiger zum Verzicht auf solche Plätter für Zwecke des Wand schmucks bewegen, als es heute geschieht. Dagegen wären, vom rein dekorativen Standpunkt angesehen, moderne Aufnahmen direkt nach der Natur, seien es Landschaften oder Porträts, schon eher zu verwenden. Denn diese bildmäßigen Photographien haben mit dem früheren photographischen Kleinratum wenig mehr gemein und können, wie die neueren Ausstellungen zeigten, ein recht hübscher Wand schmuck sein.

Wir haben uns mit alledem bereits dem letzten Problem des Wand schmucks genähert, einem Problem, dessen Lösung freilich für die wenigsten von uns in Frage kommen dürfte: dem Schmuck der Wand nicht mehr durch das zigeunernde Staffeleibild im Regal oder an der Wilderstange, sondern durch das unmittelbar auf die Wand gemalte oder fest eingelassene Wandbild. Da es meist nur noch in öffentlichen Gebäuden; Rathhäusern, Universitäten, Festhallen und Theatern angewendet wird, können wir sein Schicksal getrost den Künstlern überlassen, die mit solchen ideo len Aufgaben der Raumkunst betraut werden. Aber bei den Künstlern fällt mir ein, daß auch der einzelne Zeitgenosse, der über die Raumgestaltung seiner neuen Wohnung im unklaren ist, immer gut tun wird, einen Künstler anstatt des Tapezierers um Rat zu fragen. Wir haben ja jetzt Raumkünstler genug im Lande, und man sollte sie konsultieren nicht anders wie einen Rechtsanwält oder einen Arzt.

Medizinisches.

Die Arbeit als Heilmittel. Die Beschäftigung Nerven- und Geisteskranker ist zwar schon lange als ein äußerst wertvolles therapeutisches Mittel erkannt worden, jedoch erst in neuerer Zeit zu ausgiebiger Anwendung gelangt. Sowohl in Irrenanstalten als auch in Nervenanstalten sucht man gegenwärtig für die Kranken eine ganze Reihe nützlicher und unterhaltender Beschäftigungen zu erfinden, die in den Nervenanstalten den Zweck haben, die Wiedergewinnung der Arbeitsfähigkeit zu fördern, in den Irrenanstalten hingegen mehr dazu da sind, die Patienten von ihren krankhaften Regungen abzulenken und auf Geist und Körper wohlthätig einzuwirken. Zuerst hat man Kranke im landwirtschaftlichen Betriebe zu verwenden gesucht, doch jetzt gehören auch stets zahlreiche Werkstätten zu einer wohl ausgerüsteten Anstalt. In der „Oesterreichischen Rundschau“ berichtet Dr. Starlinger über die außerordentlich günstigen Erfolge, die in der ihm unterstehenden niederösterreichischen Anstalt Mauer-Dehling mit der Beschäftigungstherapie erzielt worden sind. In der genannten Anstalt beschäftigen sich 54 Prozent aller Kranken. Die meisten Arbeiter stellen die an angeborenem Schwachsinn, an erworbenem oder angeborenem Blödsinn und an primärer Verrücktheit Leidenden; dazu kommen noch einige Epileptiker und Alkoholiker. Am arbeitsfähigsten sind die von Geburt Schwachsinnigen und die Alkoholiker. An Hysterie und Paralyse leidende Personen beteiligen sich nur sehr wenig an den Arbeiten. Ueber den Anteil der beiden Geschlechter läßt sich sagen, daß sie dieser Behandlung in gleicher Zahl zugänglich sind. Mit Hilfe der Kranken wird in Mauer-Dehling ein großer Meierhof und ein Anstaltsgut bewirtschaftet, alles Gemüse gezogen, der große Park gereinigt, alljährlich 20 000 Meterzentner Kohle verfrachtet, 400 Kubikmeter Holz zerkleinert und fortgeschafft. Dazu kommen noch die gewerblichen Arbeiten in den Werkstätten. Neuerdings wird in der Anstalt auch eine Zeitung herausgegeben, die ausschließlich von Kranken gesetzt und gedruckt und zum Teil auch von ihnen verfaßt ist. Die Arbeitstherapie hat dazu beigetragen, unter den Kranken Ruhe und Zufriedenheit zu verbreiten, ganz abgesehen davon, daß sie durch ihren erziehlischen Wert das Unterbringen der Kranken in Familien sehr wesentlich erleichtert hat. Eine Anzahl jugendlicher Schwachsinniger konnte auf Grund ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten gegen Kost und Wohnung, einige sogar gegen geringen Lohn, dauernd untergebracht werden. Wie günstig die Beschäftigung auf das körperliche Wohlbefinden der Patienten wirkt, erzieht man daraus, daß die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle an Tuberkulose von Jahr zu Jahr abnimmt, trotzdem eine stets wachsende Zahl Kranker in die Anstalt aufgenommen wird. Ein nicht unerwünschter Nebenerfolg der modernen Anstaltsbehandlung liegt darin, daß das Publikum die Scheu vor den Anstalten verliert, wenn es die Kranken in großer Zahl friedlich Feld- und Gartenarbeit tun sieht.

Aus dem Tierreiche.

Das Ende des Mammuts. Im „Prometheus“ lesen wir: Entgegen der früheren Annahme, daß das Mammut nicht mehr Zeitgenosse des Menschen gewesen sei, steht heute aus zahlreichen vorgeschichtlichen Funden fest, daß das Mammut auch in Europa Jagdtier gewesen ist. In der als Solutré bezeichneten paläolithischen Zeit trat das Mammut in Mitteleuropa stark hervor, seitdem von Aussehen mit seinem zwei Fuß langen Haarkleibe und den mächtigen Stoßzähnen, doch nicht viel größer als der heutige indische Elefant. In der jüngeren paläolithischen Zeit, der Madelainezeit, d. h. gegen Schluß der Eiszeit, wurde das Mammut noch eifrig gejagt, infolgedessen war es bereits seltener geworden. Ueberreste von Mammutmahlzeiten und teilweise vorzügliche Darstellungen des Tieres auf Mammutelfenbeinfunden und in Höhlenwänden bezeugen das Interesse des vorgeschichtlichen Menschen an dem Riesen. Da das Mammut eine kostbare Jagdbeute war, werden ihm die besser bewaffneten nachzeitlichen Menschen schonungslos nachgestellt haben und das Tier zuerst aus Mitteleuropa nach Rußland und von da nach dem nördlichen Asien verdrängt haben, wo die letzten Exemplare untergegangen sind, und zwar ist das Mammut weder der zunehmenden Wärme noch der übergroßen Kälte zum Opfer gefallen; denn gegen die Kälte war es vorzüglich geschützt. Zweifelsohne war es hauptsächlich der Mensch, der durch seine rastlose Verfolgung dieses Riesentier zum Aussterben gebracht hat. Wie Professor Salensky in Petersburg berichtet, konnte bei dem jüngsten Mammutfunde im sibirischen Distrikte Kolymsk durch eingehende Untersuchung der im Magen, auf der Zunge und zwischen den Zähnen des Mammuts aufgefundenen reichlichen und wohlherhaltenen Futtermengen festgestellt werden, daß sich das Tier fast ausschließlich von Gräsern ernährte, während man auf Grund früherer Untersuchungen bisher angenommen hatte, daß seine Nahrung vorzugsweise aus Nadeln und Zweigspitzen von Nadelhölzern bestanden habe. Unter den vorgefundenen Nahrungsresten konnten einige Gras- und Carexarten noch sicher bestimmt werden, daneben auch einige höhere Blütenpflanzen, so der Quendel, ein auf Heiden und trockenen Wiesen in der ganzen nördlichen Zone verbreiteter Lippenblütler, der im Himalaya bis zu 5000 Meter aufsteigt, ferner der Alpenmohn und der scharfe Hahnenfuß. Es sind das durchweg Pflanzen, die auch heute noch in Sibirien wachsen.

Humoristisches.

— Zur neuen Richtung. Bruno Paul und Tuillon erhielten Verurteilungen. Ferner wird gemeldet: Soeben ist die Siegesallee auf Abbruch verkauft worden.

— In Berlin W. „Ich soll mit den russischen Juden küssen, als ob's meine Brüder wären, wo ich schon seit zwei Jahren von Bjalostok fort bin?“

— Abwehr. Hausfrau: „... Und Familienanschluß hätten Sie bei uns auch!“

Stellensuchendes Mädchen: „Nein, nein, gnä' Frau, — auf die Weis' hab i amal a Kind kriegt...“

— Späte Heimkehr. „Wat id jemaacht habe? — Id habe nur die Hohenzollern hochleben lassen — aber weechte: et sin so viele!“ („Jugend.“)

Notizen.

— Der Goethe-Verein widmet seine sechste Veranstaltung am Sonntag, den 6. Januar, nachmittags 3 1/2 Uhr, im Saale der Sezession Joh. Seb. Bach. Einleitende Worte: Dr. Hugo Leichtentritt, Klavier; José Bianna da Motta.

— Bruno Paul ist nach dem „Reichs-Anzeiger“ nunmehr wirklich zum Direktor der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums in Berlin ernannt worden.

— Die Errichtung eines Reichsmuseums für Wienenzucht — wie es die Schweiz seit längerer Zeit besitzt — wurde vom Landesverein für Wienenzucht im Großherzogtum Sachsen beschlossen. Das Museum soll im Naturhistorischen Museum zu Weimar untergebracht werden.

— Aufklärung über sexuelle Probleme will der Rat der Stadt Dresden den letzten Jahrgängen der städtischen höheren Schulen durch Vorlesungen erteilen lassen. Der Besuch soll freiwillig sein und nur mit Genehmigung der Eltern erfolgen.

— Ein großes Doppelfernrohr ist für die Madeliffesternwarte in Oxford geschaffen worden. Das Teleskop besitzt zwei Rohre, das eine zum Beobachten mit dem Auge, das andere zum Photographieren. Beide haben eine Brennweite von fast 7 Metern, doch übertrifft das photographische Fernrohr das andere in der Öffnung um 5 Zentimeter und besitzt eine solche von 60 Zentimetern. Die Anordnung des Experiments ist deshalb besonders praktisch, weil die Vereinigung des photographischen mit dem gewöhnlichen Teleskop die Möglichkeit gibt, bei langwierigen photographischen Aufnahmen den betreffenden Himmelspunkt immer wieder genau einzustellen.